



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Christa Bernuth

DIE NACHT IN DIR

Thriller

dtv

Von Christa Bernuth
sind bei dtv außerdem erschienen:
Wer schuld war (24813)
Das Falsche in mir (21637)



Originalausgabe 2016
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung:
Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung
von Fotos von Arcangel Images
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Sabon 9,65/13,5⁷
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26107-4

Prolog

Es ist 21.03 Uhr, als der Junge aus dem Glockenturm springt und eine Zehntelsekunde lang glaubt, er könne fliegen. Die glücklichste Zehntelsekunde seines Lebens, das bisher 11 Jahre, 7 Monate, 8 Tage, 20 Stunden, 34 Minuten und 10,1 Sekunden gedauert hat.

Also bleiben wir bei dieser einen Zehntelsekunde. Die Luft ist warm mit einem kühlen Unterstrom. Sie fühlt sich an wie ein Kissen, das sich unter Bauch und Glieder schiebt und alles außer Kraft setzt, was er gelernt und geglaubt hat. Genauso hat sich der Junge das Fliegen ersehnt: mühelos wie im Traum, wo man nur springen muss und ganz von selbst weiß, wie es geht. Wo das Fliegen so einfach ist wie durchs Wasser gleiten, nur dass man dabei atmen kann und sich ganz leicht vorkommt. Genau jetzt segelt er davon, in ein anderes, neues Leben. So stellt er sich das vor.

Eine Zehntelsekunde lang schwebt der Junge schwerelos und glücklich, in den Ohren noch das schrille Neunuhrläuten der Glocke, dann weiß er, dass er sich geirrt hat. Er wird nicht leben, nirgendwo. Er stürzt ab, wie Ikarus, dessen Flügel von der Sonne verbrannt wurden.

Nur dass der Junge nie welche hatte.

Die Erde rast auf ihn zu und verschlingt ihn mit ihrem schwarzen Schlund.

Der perfekte Mord.

Wenn es denn einer war.

Dreieinhalb Minuten vorher:

Kurz vor neun also, aber noch ein bisschen hell. Gerade so, dass man den Waldweg noch erkennen kann. Durch die Bäume leuchtet das schneeweiße Gebäude des Schulhauses. Die Glocke im Turm schlägt viermal und dann neunmal, wie immer sehr hell, beinahe hektisch, als wollte sie sich entschuldigen, dass sie die Welt mit ihrem Lärm belästigen muss.

Sophie wacht auf von diesem Geräusch. Sie bemerkt, dass sie auf dem Sportplatz liegt, mitten auf der 400-Meter-Laufbahn. Der Belag riecht ein bisschen nach Gummi und fühlt sich körnig an. Sie schmiegt ihr Gesicht daran. Er hält die Wärme eines sonnigen Tages.

Sophie ist nicht wirklich aufgewacht, und das weiß sie, weil sie gar nicht wirklich geschlafen hat. Sie war auf einer Reise, die sie sehr weit weggeführt hat, an Orte, die sie nicht beschreiben kann. Um sie herum waren Stimmen, die sie ermutigten und antrieben, das zu tun, was nötig war. Sophie kann diesen Stimmen nicht widersprechen und sich schon gar nicht ihren Befehlen widersetzen. Wenn sie das versucht, werden sie sehr unangenehm.

Dann drohen sie zum Beispiel, Sophie auf Menschen zu hetzen, die sie liebt. Sie zeigen ihr, wie diese Menschen dann aussehen – kalt und tot, mit fleckigen Körpern und verzerrten Gesichtern, aus denen jeder Ausdruck gewichen ist. Klar und scharf, wie in einem 3-D-Film. Oder viel schlimmer, nämlich so, als wäre all das wirklich wahr und bereits passiert und nicht mehr rückgängig zu machen.

Die Stimmen haben sich jetzt zurückgezogen und sind nur noch als leises Gemurmel wahrnehmbar. Sophie legt sich auf den Rücken und sieht in die Sterne, aber nicht zu lang, denn auch die Sterne kommunizieren auf eine sehr unheimliche Weise mit ihr; nicht mit Worten, sondern mit wechselnden Lichtzeichen. Sie fügen sich zu riesigen Figuren, zu geheimnisvollen Verbindungen, die sich auf die Erde zubewegen,

und Sophie muss dann alle ihre Kraft einsetzen, um sie von ihr fernzuhalten.

Sie dreht sich auf die Seite und starrt in die Dämmerung. Neben ihr liegt ihr Schwert, das sie immer bei sich tragen muss. Es schimmert in der Dunkelheit. Es ist nicht wirklich ein Schwert, aber ein Schmetterlingsmesser, das sie ihrem Onkel auf Anweisung der Stimmen gestohlen hat. Die beiden Griffe sind auf jeder Seite kunstvoll mit Perlmutter verziert. Es schimmert ein bisschen und sieht alt aus. Ihr Onkel sammelt diese antiken asiatischen Dinge, nicht nur Schwerter und Messer, sondern auch exotisch verziertes Geschirr und Möbel aus dunklem geschnitztem Holz. In seinem Haus sieht es aus wie in einem Museum.

Sehr finster. Und es riecht modrig.

Auf einem YouTube-Tutorial hat Sophie sich abgeguckt, wie man diese Messer benutzt, wie man sie mit einer blitzschnellen Handbewegung öffnet und mit einer eleganten Drehung wieder schließt.

Sophie steht auf und steckt das geschlossene Messer in die Tasche ihrer Jeans. Sie ist erschöpft, als wäre sie lange gelaufen, aber eigentlich war sie doch immer nur hier.

Oder doch nicht?

Sie steht langsam auf. Die Welt ist jetzt wieder so, wie alle sie sehen und hören. Nicht verschwommen oder verzerrt. Ohne Rauschen oder Wispern. Angenehm. Die Stimmen sind jetzt ganz verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, als würden sie nie wiederkommen, aber Sophie weiß, dass das nicht stimmt: Sie sind immer da. Sie schweigen manchmal, aber sie gehen nicht weg. Nie mehr.

Als Sophie nach Rosental kam, war sie noch vierzehn. Das ist jetzt ein Jahr her, und davon hatte sie ein knappes halbes Jahr dieses Problem, über das man hier nicht spricht, jedenfalls nicht offen. Weil es so peinlich ist. Das Problem war, dass sie

nach dem Abendessen nie etwas vorhatte. Tagsüber war sie beschäftigt mit Aktivitäten, Sport und Hausaufgaben. Dann gab es Abendessen und dann hatte man bis neun Uhr Freizeit. Und genau da war Sophie immer alleine.

Auf ihr Zimmer konnte sie nicht gehen, denn da waren ihre drei Zimmergenossinnen und hatten Besuch oder auch nicht, aber so oder so war Sophie aus irgendeinem Grund nie willkommen.

Wieso bist du jeden Abend hier?

Ich ...

Wir wollen auch mal für uns sein. Verstehst du das?

Sanfter Tonfall, höflich, aber die Botschaft war klar.

Äh. Ja.

Also hatte sich Sophie eine Zeitlang jeden zweiten oder dritten Abend in die Bibliothek verzogen, um zu lernen. Öfter konnte sie nicht, das wäre aufgefallen. Den Rest der Zeit ging sie spazieren und versuchte, Schülergrüppchen zu meiden. Irgendwie brachte sie die Zeit herum bis zur Bettgezeit. So unsichtbar wie es eben ging.

Aber dieses halbe Jahr ist vorbeigegangen, und inzwischen ist sie tatsächlich beliebter geworden. Sie ist nun im Junior-Hockeyteam eine der Besten. Sie hat eine neue Frisur (sie trägt ihre Haare jetzt lang, nicht mehr den faden Kurzhaarschnitt). Sie ist gut in der Schule, aber keine Streberin. Sie hat Freundinnen, die sie besuchen und mit denen sie heimlich rauchen kann. Die Mädchen in ihrem Zimmer sind ihr egal, sie zählen nicht mehr. Nächstes Jahr, in der neunten Klasse, wird sie vielleicht Mentorin. Nur die fünf beliebtesten Mädchen der Klasse schaffen das, und sie rechnet sich immer bessere Chancen aus.

Aber jetzt sind ihr die Stimmen dazwischengekommen. Sophie weiß, dass niemand etwas darüber wissen darf. Niemand würde ihr glauben, dass sie existieren, man würde sie einweisen.

In die Klapse.

Weil sie verrückt ist.

Das würden alle sagen. Wenn die Stimmen Ruhe geben, glaubt sie das selber, wenn nicht, dann WEISS sie, dass sie real sind, dass es sie gibt, nicht nur in ihrem Kopf, dass sie Macht haben. Sie existieren. Sie sagen ihr Dinge, die sie nicht wissen kann und die sich dann im Nachhinein als wahr erweisen. Sie SEHEN Dinge.

Sophie kratzt sich am Kopf, dann an den Armen, dann überall, wie besessen, aber der Juckreiz hört nicht auf.

Sie geht langsam über den Sportplatz, zieht ihre Sandalen aus, um das kühle Gras an den Fußsohlen zu spüren. Sie zieht eine zerdrückte Schachtel Zigaretten aus ihrer Jeans und zündet sich eine an, obwohl Rauchen auf dem gesamten Schulgelände streng verboten ist. Und zwar für alle. Man kann deswegen von der Schule fliegen.

Sie pafft trotzdem. Der scharfe, bittere Rauch hilft ihr, zu sich zu kommen, bei sich zu bleiben, nicht abzuheben. Das Abheben ist das Schlimmste, dann fühlt sie sich wie ein Ballon, der immer größer und leichter wird, bis er sich lautlos in seine Bestandteile auflöst.

Puff. Und sie ist weg.

Alles gut, sagt sie zu sich selbst.

Alles gut.

Das sagt sie auch zu ihren Eltern, wenn sie mit ihnen telefoniert. Fragt nicht nach, lasst mich in Ruhe, ich komme klar. Ihre Eltern fragen viel zu viel, sie wünschen sich Erklärungen, wo es keine gibt.

Alles gut.

Sophie atmet tief ein und aus.

Die Stimmen waren anfangs ihre Freunde, ihre Helfer. Sie machten sie stark und mutig und nahmen ihr die Schüchternheit. Aber in letzter Zeit ist ihr Kopf zu eng für diese Stimmen, die sich darin aufführen, als würden sie nur darauf warten,

herauszuspringen und sich dann ziemlich schlecht zu benehmen. Sie sind so wahnsinnig laut, auf eine chaotische und unverschämte, schwer zu bändigende Weise.

Es ist warm. Sophie konzentriert sich auf dieses Gefühl. Wärme. Ein warmer Abend. Angenehm.

Sie hört etwas im Gestrüpp rechts neben ihr, ein Rascheln, und denkt erst, es ist eine Maus. Dann eine erstickte hohe Stimme, ein Kieksen, das abrupt abbricht. Das Geräusch von brechenden Zweigen.

Jemand – etwas – läuft weg. Sie hört tapsende Schritte.

Sie bleibt stehen und horcht.

Nichts mehr. Auch keine Stimmen.

Sie geht weiter, schneller, fixiert die Lichtinsel vor dem Schulhaus. Der Wald – mächtig, düster und bedrohlich, kein guter Freund mehr, kein Komplize, der sie versteckt – bleibt hinter ihr, aber während sie über die Wiese läuft, spürt sie ihn wie einen sehr langen Schatten.

Sie fasst sich an den Nacken unter dem Pferdeschwanz, als wäre da etwas. Sie kratzt sich, während der Wald Anstalten macht, sich über sie zu beugen, sie zu vernichten, feindlich und fremdartig wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Sie erreicht die Lichtinsel – fast im Laufschrift, um ehrlich zu sein – und atmet aus. Es ist 21.03 Uhr.

Sophie hört ein dumpfes Geräusch, ein Rumsen, fast wie ein ganz schwaches Erdbeben. Der gekieste Boden unter ihr scheint zu zittern, und sie weiß sofort, dass es etwas Schreckliches ist und dass dieses Schreckliche etwas mit ihr zu tun hat.

Oder haben wird.

Direkt vor ihr liegt jetzt der Junge, der vom Himmel fiel. Er liegt auf dem Rücken und schaut in den Himmel.

Er lächelt – nein, er lächelt nicht, man sieht nur seine Zähne, sein Gesicht ist eingefroren in eine Maske des Ent-

setzens. Auf seiner blassgrauen Stirn stehen schimmernde Schweißperlen, seine Augen sind weit offen und schauen in die Dunkelheit über ihm, den Himmel, die Luft, die ihn so schmähdlich im Stich gelassen hat.

Sophie will schreien, aber mehr als zu einem Japsen reicht es nicht.

Dann bewegt sich der Junge. Stöhnt, während sich die Augen verdrehen. Sophie beugt sich über ihn, aber sie traut sich nicht, ihn anzufassen. Sie nimmt ihr Handy und wählt die richtige Nummer: 112.

Kurze Zeit später ist ein Krankenwagen zur Stelle. Und plötzlich, als hätte jemand ein Signal gegeben, ist es sehr voll. Lehrer, viele ältere Schüler, mehrere Sanitäter in ihrer leuchtend orangefarbenen Arbeitskleidung machen einen Höllenlärm. Sophie findet sich auf dem Mäuerchen wieder, das den Vorplatz einfasst. Ein Sanitäter hat eine silbern beschichtete Fleecedecke um sie gelegt, die sie schon wieder abgeschüttelt hat, denn ihr ist viel zu warm, fast heiß, als hätte sie Fieber. Fragen prasseln auf sie ein, an die sie sich später nicht mehr erinnern wird.

Sie hat etwas gesehen, sie weiß etwas, aber sie weiß nicht mehr was.

Die Fragen stören, sie würde sich gern konzentrieren, aber trotzdem antwortet sie brav immer das Gleiche. Dabei geistert etwas an den Rändern ihres Gedächtnisses herum, und immer wenn sie glaubt, es greifen zu können, kommt jemand anderes, setzt sich neben sie, redet auf sie ein und nimmt sie in den Arm, weil er wahrscheinlich glaubt, das bräuchte sie jetzt.

Dabei will sie gar nicht angefasst werden. Von niemandem, auf gar keinen Fall, sie hasst das.

Zeit vergeht. Sie weiß nicht, wie viel davon.

Dann tauchen weitere Blaulichter auf. Ein Polizeiwagen.

Sie beobachtet den uniformierten Beamten, der sich mit einem Sanitärer unterhält, demselben, der sie vorhin in den Arm nehmen wollte. Er dreht sich schließlich um und deutet auf Sophie. Sie hüllt sich in die Decke, als könnte sie sich auf diese Weise unsichtbar machen. Die Tür des Polizeiautos geht auf, ein zweiter Beamter steigt aus. Beide kommen auf sie zu.

Aber Sophie will nicht reden. Sie ist plötzlich verwirrt, die Stimmen in ihrem Kopf werden wieder lauter, immer genau dann, wenn sie gerade den Mund aufmachen will. Sie weiß ja, was sie gesehen hat. Aber die Stimmen wollen nicht, dass sie es noch einmal erzählt.

Sie hört: »Am besten nehmen wir sie mit. Sie ist eine Zeugin.«

Sie will nirgendwohin. Aber als der eine Beamte sie vorsichtig am Arm fasst, steht sie folgsam auf, und als er sie fragt, ob es in Ordnung ist, dass sie sie mitnehmen aufs Revier, sagt sie Ja.

Sie sitzt auf einer Bank vor einer Art Tresen aus hellbraunem Holz, der ihr den Blick versperrt. Die Bank ist auch aus Holz und ziemlich hart. Hier zu sitzen fühlt sich jedenfalls an wie eine Strafe. Sophie starrt auf den beige gefliesten Boden vor dem Tresen. Die Stimmen geben jetzt Ruhe, sie fühlt sich wieder klar. Aber sie zittert, obwohl es vielleicht gar nicht kalt ist. Es kommt eher so von innen, dieses Zittern, die Erinnerung an den Anblick des weißen Gesichts, die sich verdrehenden Augen, wie bei einem sterbenden Tier.

Nur dass es ein sterbender Mensch war.

Sie hört, wie hinter der seltsamen Holzbarriere einer der Beamten telefoniert, gedämpft, aber sie versteht trotzdem einzelne Worte.

»Spricht nicht ... Braucht vielleicht 'ne Frau ... Kann nicht ... Ja. Jajaja ... Weiß nicht ... Klar. Alles klar.«

Sophie hört irgendwann ein Summen und blickt zu der mit grün lackiertem, verkratztem Metall eingerahmten Glastür. Eine Frau in Jeans und T-Shirt kommt herein und stutzt eine Sekunde lang, als sie Sophie sieht. Dann setzt sie sich einfach neben sie. Streckt ihre Beine aus und lehnt sich an die Wand. So entspannt, als wollte sie sich sonnen.

»Du bist Sophie?«, fragt sie schließlich, ohne Sophie anzusehen.

»Ja.« Sophie spricht leise und vorsichtig, um die Stimmen nicht zu wecken.

»Ich bin Sina. Sina Rastegar. Wie geht es dir? Ist dir warm genug?«

»Ja.« Und es stimmt, das Zittern hat aufgehört.

»Kannst du mir erzählen, was passiert ist? Oder möchtest du das lieber morgen tun und dich erst mal ausschlafen?«

»Nein.« Sie will auf keinen Fall ins Bett. Schon der Gedanke macht ihr Angst.

»Du möchtest nicht schlafen?«

»Nein.«

»Dann kannst du mir jetzt sagen, was passiert ist?«

»Ich war ... spazieren.«

»Spazieren?«

»Ja. Im Wald.«

»Warst du allein?«

»Ja.«

»Niemand bei dir?«

»Nein.«

»Gut. Und dann?«

»Und dann war ich auf der Wiese. Neben dem Haupthaus. Ich wollte zurück in mein Zimmer. Und dann war das Geräusch.«

»Kannst du das Geräusch beschreiben?«

Sophie überlegt. Es war eher ein Gefühl als ein Geräusch. Ein Beben unter ihren Füßen, das sich bis in die Haarspitzen

fortgesetzt hat. »Dumpf«, sagt sie. »Es war dumpf. Ich konnte es spüren.«

»Du konntest es spüren wie ein Beben?«

Sophie sieht die fremde Frau an, deren Namen sie sich nicht gemerkt hat. Die Frau sieht weiterhin geradeaus vor sich hin. Ihre Arme sind locker verschränkt. Sie wirkt sehr entspannt, fast gleichgültig.

»Ja«, sagt Sophie. »Es ging so ... durch und durch.«

»Danke, Sophie. Du machst das sehr gut. Und was hast du dann getan?«

»Ich ... Ich bin weitergegangen. Dann habe ich ihn da liegen sehen. Beim Glockenturm. Er ... er hat auf dem Rücken gelegen. Er ...« Sie weint, ohne es zu merken. Und jetzt ist auch das Zittern wieder da. Sie kann nicht sagen, was das Schrecklichste war. Doch sie weiß, was es war. Das Schrecklichste war sein Körper. So flach, zu flach irgendwie, wie platt gedrückt, als wäre er plötzlich zweidimensional, und plötzlich versteht sie, warum. Es sind die Knochen, die gebrochen sind. Alle auf einmal.

»Er war so anders«, sagt Sophie. Sie reibt sich die Augen, nimmt das Taschentuch, das ihr die Frau reicht.

»Wie anders?«

Sophie schüttelt den Kopf. Sie kann das nicht aussprechen, es ist zu schlimm. »Ist er tot?«, fragt sie.

Die Frau legt ihr die Hand auf die Schulter, und seltsamerweise stört es Sophie diesmal nicht.

»Hast du sonst jemanden gesehen?«

Sophie überlegt angestrengt, schüttelt dann den Kopf.

»Ganz sicher nicht?«

»Es war dunkel. Ich weiß nicht.«

»Okay.« Die Frau nimmt ihre Hand weg, und an dieser Stelle wird es kalt.

»Ist er tot?«, fragt sie noch einmal, obwohl sie es doch schon weiß.

»Ja«, sagt die Frau leise. »Er ist auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben. Es tut mir sehr leid. Ich fahre dich jetzt zurück in die Schule, in Ordnung?«

Nein, möchte Sophie sagen. Aber sie weiß, dass dieses Nein nirgendwohin führen würde. Also nickt sie und steht auf.

Während Sophie Stunden später im Bett liegt und nicht schläft, sondern auf das graue Fensterviereck starrt, hinter dem langsam der neue Tag herandämmt, verfassen die Beamten der Spurensicherung ihren ersten, vorläufigen Bericht. Es gibt keine Kampfspuren im Glockenturm. Das Fensterbrett, von dem aus der Junge gesprungen sein muss, ist ein Meter sechzig hoch. Der Schemel, der davor stand, weist nur die Fingerabdrücke und die staubigen Fußspuren der Schuhe des Opfers auf. Auch auf dem Fenstersims außen befinden sich nur die Finger- und Schuhabdrücke des Opfers. Sie entsprechen perfekt dem wahrscheinlichen Tathergang: Das Opfer stellte eigenhändig den Schemel vor das Fenster, bestieg ihn, öffnete das Fenster, bestieg das Fensterbrett, dann das Fenstersims und sprang.

Die noch in der Nacht durchgeführten Befragungen der Lehrer und Mitschüler ergaben nichts. Keine Anzeichen für eine Depression, keine Hinweise auf gezieltes Mobbing. Das Opfer war ein unauffälliger Schüler, ein wenig still vielleicht.

Und sonst?

Nichts.

Am nächsten Tag, als Sophie an ihren Hausaufgaben sitzt, kommt der Bericht aus der Rechtsmedizin. Es gibt keine Zeichen äußerer Gewalteinwirkung an der Leiche. Alle Verletzungen sind mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dem Sturz zuzuordnen.

Nach dem Abendessen versammeln sich alle Schüler und alle Lehrer auf dem Platz vor dem Glockenturm. Viele haben

Blumen niedergelegt. Es brennen Kerzen, und viele Mädchen weinen. Sophies Augen sind trocken. Ihre Verzweiflung ist zu tief, sie befindet sich weit unterhalb der Tränen, als wäre sie gefangen in einem finsternen Keller mit Wänden aus meterdickem Stahlbeton.

Geh sterben

I

Manchmal stelle ich mir folgende Szene vor. Sie wirkt so lebendig, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie nicht tatsächlich genauso stattgefunden hat. Oder stattfinden wird.

Sie geht so: Ich lache unter meiner Maske und spüre dabei meinen warmen, feuchten, an der Innenwand kondensierenden Atem. Die Maske wäre nicht nötig gewesen, Tante Grete wird ohnehin niemandem von mir berichten können, aber ich mag sie.

Die Maske, nicht Tante Grete.

Ich stelle mir ein schwarzes Rabengesicht mit langem, gebogenem Schnabel vor, das Stirn und Nasenpartie bedeckt. Tante Grete hasst Raben, sie hat sie früher mit Geschrei und Gefuchtel vertrieben, wenn sie sich an düsteren Herbsttagen im laubübersäten Gras niederließen und heiser herumlärmten.

»Du kleines Aas«, keucht Tante Grete, während ich sie auf den Stuhl fessele, den ich mitgebracht habe. Ich lache wieder, möglichst tonlos. Ich würde sie gern bis zum Schluss im Unklaren lassen.

Sie wehrt sich heftig, beißt und tritt, ihre faltige Haut rutscht auf ihren alten Knochen hin und her, aber sie ist dabei ganz still. Kein Kreischen, kein Jammern, kein Heulen, genau so schätze ich sie ein. Es würde ihr allerdings auch nichts nützen, wenn sie laut wäre. Ihre Nachbarn links und rechts sind mit ihren Kindern in den Sommerferien. Unter ihr wohnt ein schwerhöriger alter Mann, der bereits um diese Zeit – es ist erst halb zwölf mittags – mit Kopfhörern vor dem Fernse-

hen sitzt. Die Schallschutzfenster sind fest geschlossen, der Fußboden gut gedämmt.

Keine Gefahr.

Es ist warm. Etwas stickig.

»Woher hast du den Schlüssel, du Aas?«

Ich lache wieder. Dieser Mord wäre eine Befreiung. Kein Zwang, kein Trieb diesmal. Wunderbare, wohlschmeckende Rache.

»Ich brauche keinen Schlüssel. Ich komme überall hinein.«

»Es ist ein Sicherheitsschlüssel!«

»Man kann auch Sicherheitsschlüssel nachmachen, wenn man die richtigen Kontakte hat.«

»Ich habe diesen Schlüssel immer bei mir! Er hängt um meinen Hals!«

»Wie gesagt, ich brauche keinen Schlüssel. Ein Dietrich tut's auch.«

Das wäre Tante Grete, wie man sie kennt und liebt. Immer am Streiten und Keifen. Stumm wurde sie nur bei ihren sadistischen Strafen.

Mittlerweile habe ich sie trotz ihrer Gegenwehr überwältigt. Sie sitzt jetzt auf dem stabilen Holzstuhl mit überlanger Lehne, den ich extra für diesen Zweck gebaut und mitgebracht habe. Ihre nach oben gestreckten Arme sind mit Nylonstricken an die Längsverstrebungen gefesselt, ihr Oberkörper an die Lehne, ihre Beine und Füße an die vorderen Stuhlbeine.

Sie ruckelt vor und zurück, nach rechts und links, aber der Stuhl steht bombenfest; seine Beine sind auf der Rückseite mit Stahl verstärkt. Ihr magerer Altfrauenkörper kann nichts ausrichten. Jetzt schreit sie wohl doch, ziemlich schrill und ohrenbetäubend. Ich stöpsle die Kopfhörer meines iPhones ein und drehe richtig auf. Ich sehe nun noch ihren hässlichen dünnen Mund und höre aber nichts mehr von ihrem Gebrüll.